

Thomas Ried

Domherr und Wissenschaftler (1773–1827)

von

Paul Mai

Der Name Thomas Ried ist für jeden, der sich mit der Kirchengeschichte Regensburgs befaßt und dabei „ad fontes“ gehen will, ein feststehender Begriff, doch wer seine Biographie fertigen will, stößt, wie nicht selten, auf einen beklagenswerten Mangel an lebensgeschichtlichen Nachrichten. Aus den Taufbüchern der Pfarrei Allersburg geht hervor, daß Ried am 15. November 1773 als Sohn des Bürgers und Zimmerermeisters Christoph Ried und dessen Ehefrau Margarethe, geb. Schlader, in Hohenburg geboren wurde. Er war das vierte Kind seiner Eltern unter fünf Geschwistern, wovon allerdings drei schon im frühen Kindesalter verstarben, nämlich seine älteste Schwester Maria Margarethe, geboren am 13. März 1764, gestorben am 16. Dezember 1765, sein Bruder Johann Mathias, geboren am 2. Juni 1769, gestorben am 28. Juni 1770, und sein jüngster Bruder, der ebenfalls auf die Namen Johann Thomas getauft war, geboren am 24. Februar 1777, gestorben am 27. Februar 1777. Irgendwelche Rückschlüsse aus der Tatsache zu ziehen, daß die beiden jüngsten Söhne die gleichen Taufnamen erhielten, etwa in der Richtung, der ältere sei ein schwächliches Kind gewesen, dem keine große Lebenserwartung beigemessen wurde, muß reine Spekulation bleiben. Das erste Vierteljahrhundert seines Lebens bis zum Tag seiner Priesterweihe liegt völlig im Dunkeln. Da es von ihm keine autobiographischen Aufzeichnungen gibt, können wir seine schulische Ausbildung nur aufgrund anderer, in etwa zeitgenössischer Berichte nachvollziehen. Am lebhaftesten schildert sie Bischof Ignatius von Senestréy in seiner Selbstbiographie, wenn auch mit vielen kritischen und negativen Seitenhieben auf das damalige Schulwesen. Wohl liegt mehr als ein Menschenalter zwischen Ried und Senestréy, und geschichtswissenschaftlich ist es im Prinzip nicht zulässig, die Verhältnisse einer Epoche auf eine spätere zu transponieren, doch dürften sich die Schulverhältnisse zwischen den späten siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts und denen der mittleren zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts nicht wesentlich geändert haben. Im Alter von etwa sechs bis sieben Jahren trat man in die sog. Elementarschule ein. Für Ried dürfte es wohl die Schule in Hohenburg gewesen sein, da noch lt. Matrikel des Bistums Regensburg von 1863 der Chor- und Schuldienst vereinigt waren. Wie gut oder schlecht diese Schule war, ob er die gleichen trüben Erfahrungen wie Senestréy machen mußte, wir wissen es nicht. Zeigte nun ein Knabe überdurchschnittliche Begabung, dann war es der Lehrer oder der Ortsgeistliche, der die Eltern darauf aufmerksam und den Vorschlag machte, den Sohn doch auf eine höhere Schule zu schicken. Manchmal erteilte der Lehrer, so er die Fähigkeit hatte, den Vorbereitungsunterricht, der sich hauptsächlich auf die Grundkenntnisse der lateinischen Sprache erstreckte, weit häufiger aber der Pfarrer. Für das Gymnasialstudium kam

nur eine jener Institutionen in Frage, die auch ein Seminar unterhielten, denn bei den damaligen beschwerlichen Reisewegen war ein „pendeln“ vom Heimatort zur Schule unmöglich, aber auch im Sinne der damaligen Zeit und der noch bis wenigstens gegen Ende des 19. Jahrhunderts vorherrschenden Auffassung einer ganzheitlichen Erziehung der Heranwachsenden nicht wünschenswert. Ziehen wir wieder einen Vergleich, so kam Senestréy an das Seminar in Amberg, wohin Ried ging, ist nicht bekannt. Straubing, als nächstgelegene größere Stadt, dürfte wohl kaum in Frage gekommen sein, da die Karmeliten erst 1850 ihre Lateinschule, das „Theresianum“, eröffneten. In Frage käme ebenfalls Amberg, die Benediktinerabtei Metten, die ja zu Rieds Studienzeit noch nicht säkularisiert war, oder Regensburg. Nach Abschluß seiner Gymnasialzeit wandte sich Ried dem Studium der Theologie zu, das er aller Wahrscheinlichkeit nach, da keine weiteren Unterlagen vorliegen, in Regensburg absolviert haben dürfte. Hier bestand das sog. „Lyzeum“, in seinem Aufbau und in seiner Studienabfolge in etwa einer Philosophisch-Theologischen Hochschule ähnlich. Diese Ausbildungsstätte für geistliche Berufe wurde zunächst von den Jesuiten in ihrem Kolleg St. Paul, der ehemaligen Benediktinerinnenabtei gleichen Namens, betrieben. Nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu im Jahre 1773 wurde es in Bischöfliches Lyzeum umbenannt, das nun Weltpriester und Laien unter seinen Lehrkräften zählte.

Erste gesicherte Daten aus dem Leben von Thomas Ried erhalten wir erst durch die „Protocolla ordinationum“ von 1783 bis 1806. Am 23. September 1797 erhielt er die erste Tonsur, am 2. Juni 1798 die niederen Weihen, am 29. Juli 1798 die Diakonatsweihe und schließlich am 2. September 1798 die Priesterweihe. Sämtliche Pontifikalfunktionen vollzog Valentin Anton Freiherr von Schneid, Titularbischof von Gorgos (Coryciensis) in der Türkei und Weihbischof in Regensburg. Der regierende Fürstbischof Joseph Konrad Freiherr von Schroffenberg hielt sich zumeist im Augustiner-Chorherrenstift Berchtesgaden auf, zu dessen Fürstpropst er 1780 ernannt worden war, 1790 wurde ihm die Würde eines Bischofs von Regensburg und Freising übertragen. Nicht daß man ihm ein Desinteresse an Regensburg hätte nachsagen können, aber die gefürstete Propstei Berchtesgaden wie auch das Hochstift Freising befanden sich in einem finanziell desolaten Zustand, welcher die höchste Aufmerksamkeit, eine kluge Wirtschaftspolitik und damit die ständige Anwesenheit des Oberhirten erforderten. Das Bistum Regensburg dagegen zeigte eine absolut positive Bilanz, zudem wußte es sich durch seinen Auxiliarbischof v. Schneid in spiritualibus et temporalibus vorzüglich vertreten.

Nach der Priesterweihe kam Ried als Supernumerarius – in des Wortes wahrstem Sinn als „Überzähliger“ – nach Sallach bei Geiselhöring. Das war zur damaligen Zeit keine Ausnahmesituation, denn es herrschte nicht wie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts oder in unserer Zeit ein Priestermangel, sondern vielmehr ein Überschuß an Neupriestern, für die es einfach keine Kooperatorenstellen gab. Immerhin weist der Weihejahrgang von Ried 29 Namen, Ordensleute nicht mitgerechnet, aus. Nach dem Status ecclesiasticus dioecesis Ratisbonensis, was dem heutigen Schematismus entspricht, läßt sich Ried zwischen 1799 und 1800 in Sallach nachweisen, wobei er nie über den Status eines Supernumerarius hinauskam, doch 1801 wird er als Kanzellist an das Bischöfliche Konsistorium berufen, eine Stellung, die er bis 1823 innehatte. In diesem Jahr wird er Kanzlei-Inspektor und zugleich Sekretär des Konsistoriums. Allerdings scheint er seine Stelle als Kanzlei-Inspektor nur kurze Zeit innegehabt zu haben.

1822 wurde das Regensburger Domkapitel neu konstituiert. Dazu muß kurz bemerkt werden, daß sich die Diözese keineswegs in ungeordneten Verhältnissen befand

den hat, ganz im Gegenteil. Das Regensburger Domkapitel war als einziges in Bayern in den verworrenen Jahren zwischen Säkularisation und dem Vollzug des Bayerischen Konkordats 1821 in Amt und Würden geblieben. Diesen glücklichen Umstand verdankte es dem Reichsdeputationsschluß vom 25. Februar 1803, der zwar die Klöster und Stifte aufhob, zugleich aber auch in § 25 bestimmte: „Der Stuhl zu Mainz wird auf die Domkirche zu Regensburg übertragen. Die Würden eines Kurfürsten, Reichserzkanzlers, Metropolitan-Erzbischofs und Primas von Deutschland bleiben auf ewige Zeiten damit vereinigt“. Damit sollte Mainz für den Verlust seiner linksrheinischen Besitzungen entschädigt werden. Alle eben genannten Würden vereinigten sich auf den Kurerzkanzler Carl Theodor von Dalberg. Wie es einmal hieß, hatte „die Kirche von Regensburg damit in dem Gärungsprozeß des frühen 19. Jahrhunderts einen edlen, wahrhaft geistlichen und bis in seine letzten Lebensstage pflichtgetreuen Oberhirten“. Ob Thomas Ried in jedem Falle auch so geurteilt hätte, mag dahingestellt bleiben, denn in Verfolgung seiner wissenschaftlichen Ambitionen, hatte er manchen Strauß mit Dalberg auszufechten. Nun, in diesem 1822 wiedererrichteten Regensburger Domkapitel erlangte Ried ein Vikariat. Mangels Überlieferung wissen wir nicht, ob, und wenn ja, mit welchen besonderen Aufgaben er betraut gewesen war. 1826 avancierte er zum Domkanoniker, aber auch hier lassen sich greifbare Spuren seines Wirkens nicht nachweisen, denn schon ein Jahr, nachdem er zu dieser Würde emporgestiegen war, riß ihn ein plötzlicher Tod mitten aus seiner Schaffenskraft.

Nun lagen Rieds Fähigkeiten vielleicht weniger in den einem Domkapitel eigentümlichen Verwaltungsaufgaben als in seinen Ambitionen auf schriftstellerischem Gebiet und vor allem in seinem nimmermüden Eifer, Urkundenmaterial zu sammeln und in für die damalige Zeit präzisen Editionen einer wissenschaftlich interessierten breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Sein literarisches Streben bewegte sich zunächst auf pastoralem und schöngeistigem Gebiet. Schon 1798 erschien bei Rotermund in Regensburg eine 184 Seiten umfassende Abhandlung von Ried: „*Brevis methodus rite administrandi sacramenta, aliaque munera pastoralia. Ad commodiorem usum clericorum dioecesis Ratisbonensis*“ (Kurze Anleitung die Sakramente und andere pastorale Aufgaben ordnungsgemäß zu verwalten. Zum besseren Nutzen der Kleriker der Diözese Regensburg). Da der Druck im Jahr seiner Priesterweihe erfolgte, muß die Schrift während des Studiums abgefaßt worden sein, wobei es sich mit allem Vorbehalt um die Lösung einer sog. Preisaufgabe gehandelt haben könnte, d. h. bestimmte Themen wurden vergeben, die dann von den Studierenden möglichst umfangreich, tieferschürfend und zu neuen Erkenntnissen führend abgehandelt werden mußten. In etwa die gleiche Zeit fällt die Herausgabe eines „*Compendium Ritualis Ratisbonensis, ad commodum usum clericorum Dioecesis Ratisbonensis editum*“, zum besseren Gebrauch der Kleriker der Diözese Regensburg, das bis 1823 drei Auflagen erlebte, und 1799 schließlich das „*Theoretisch-praktische Krankenbuch, oder Anleitung für Seelsorger, den Kranken und Sterbenden mit Nutzen beizustehen. Zum Gebrauch für Seelsorger des Regensburger Bisthums*“, 1834 zum viertenmal aufgelegt.

Zu dem Jahre 1803 erwähnt E. v. Oefele in Band 28 der Allgemeinen Deutschen Biographie (Erstauflage 1889), daß Ried unter dem Titel: „Geschichte und Denkmäler der ältesten und neurn teutschen Dichtkunst“ eine Art Grundriß samt Musterstücken sich zurechtgemacht habe, der vornehmlich auf Druckwerken basierte, aber auch eine Handschrift aus dem aufgehobenen Jesuitenkolleg St. Paul in Regensburg heranzog. Ihm folgend erwähnt W. Kosch in „Das katholische Deutschland (hrsg. 1933)“

diese Arbeit von Ried, doch merkwürdigerweise taucht der Titel in dem mit größtmöglicher Präzision erarbeiteten „Gesamtverzeichnis deutschsprachigen Schrifttums 1700–1910 (erschienen 1984)“ nicht auf. Dagegen jedoch ist die „Sammlung vaterländischer Theaterstücke“ 1807 in fünf Teilen herausgegeben. Über den Inhalt dieser Stücke läßt sich keine Aussage treffen, denn, wie Oefele bemerkt, läßt sich weder in Regensburg noch in München auch nur ein Exemplar „erfragen“, und er vermutet, daß die Theaterstücke „unterdrückt“ worden seien, wobei offen bleiben muß, hat Ried sein Werk selbst aus dem Verkehr gezogen oder wurde er von irgendeiner Seite dazu gedrängt.

In dieses erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts fällt auch Rieds ausgedehnte Korrespondenz mit Bernhard Joseph Docen, der ursprünglich Medizin studiert aber schon bald sich der Literatur und Archäologie zugewandt hatte. Seit 1804 war er an der Staatsbibliothek in München beschäftigt, und die aus den aufgehobenen Klöstern zuströmenden Handschriften schufen ihm ein reiches Betätigungsfeld oder wie es einmal heißt: „Er hatte wol Ursache, die Aufhebung der baierischen Klöster in Reimen zu preisen: er pries damit die Grundlage seines eigenen Ansehens, die unerschöpfliche Fundgrube, aus der er alt- und mittelhochdeutsche Schriftdenkmäler hervorholte“. Er ist ein Meister im Aufspüren der entlegensten Quellen, aber sein Stil hat etwas Mühsames und Geziertes an sich, er verzettelte sich in Einzeluntersuchungen, ohne daß ihm der große Wurf gelang. 1811 reist Ried nach München. Es ist nicht bekannt, wie lange sein Aufenthalt dort währte, noch welche Kontakte er aufnahm, doch darf man mit großer Wahrscheinlichkeit ein Zusammentreffen mit Docen annehmen. Allerdings hat die München-Reise, ohne daß wir hierfür den konkreten Anlaß wissen, einen Wandel in Rieds literarischen und wissenschaftlichen Ambitionen bewirkt. Schönggeistige Exposés fehlen in seinem künftigen Schaffen vollständig, ebenso pastorale Werke, dagegen wendet er sich zunehmend der Landesgeschichte und der Regensburger Kirchengeschichte zu, wofür er lange einschlägiges Urkundenmaterial gesammelt hatte. Allerdings, so wie Docen für die mittelalterliche Literatur im Staatsarchiv München gleichsam an der Quelle saß, so Ried als Kanzellist des Regensburger Ordinariats für Urkunden und archivalische Überlieferung, wobei in Rechnung zu stellen ist, daß Regensburgs Klöster und Stifte die Säkularisation erst 1810 mit dem Übergang des Kurerzkanzlerstaates an das Königreich Bayern traf und die Hektik und Hemmungslosigkeit des ersten Ansturms von 1803 einem gemäßigten Klima Platz gemacht hatte.

Als Frucht dieser neuen Bemühungen Rieds erschien 1812 die „Genealogisch-Diplomatische Geschichte der Grafen von Hohenburg, Markgrafen auf dem Nordgau“, die 1813 um „Die zweyte Abhandlung über die Grafen von Hohenburg, Markgrafen auf dem Nordgau“ erweitert wurde. Ried war in Hohenburg geboren, und so war ihm dies Antrieb genug, sich mit den ehemaligen Herrschern dieses Gebiets, deren Geschlecht schon seit mehr als sechshundert Jahren erloschen war, zu beschäftigen. In seiner Vorrede beklagt er bitter, daß „wir Pfälzer“ – womit natürlich die Oberpfälzer gemeint sind – noch keine Sammlung von Kloster-Urkunden haben, da Aventin und Hundt die „Nordgauischen Alterthümer und Denkwürdigkeiten“ nicht gesammelt hätten, nur einzelne zerstreute Fragmente seien vorhanden, und auch diese müßten mühsam zusammengesucht werden. „Kurz, in Bezug auf den alten Nordgau befinden wir uns in Regionen, wo das helle Licht der Geschichte erlöscht, und nur eine schwache Dämmerung herrscht“! Ried versuchte nun Licht in das Dunkel zu bringen, allerdings muß man bedenken, daß die Geschichte der Hohenburger gewissermaßen sein Erstlingswerk in dem Metier der Geschichtsschreibung war. Natürlich schlichen sich

in der Interpretation manche Fehler ein und, wie es einmal hieß, „zeigte er wenig kritischen Scharfblick und Form zu geben wurde ihm sichtlich schwer“.

Wenn man dies als Kritik empfinden mag oder mehr doch als gerechte Würdigung seiner Möglichkeiten und Fähigkeiten, so trifft dieser Ausspruch im besonderen auf die ebenfalls 1813 erschienenen „Historischen Nachrichten von dem im Jahre 1552 demolirten Schotten-Kloster Weyh Sanct Peter zu Regensburg“ zu. Wie es im Untertitel heißt, war diese Arbeit „aus Archival-Urkunden verfaßt“. Im einleitenden Textteil unterliefen Ried manche Unstimmigkeiten, die ein Konventuale des Schottenklosters St. Jakob zu Regensburg im Jahre 1852 durch Randglossen eliminierte, den man vorbehaltlich mit P. Anselm Robertson identifizieren könnte, da er in diesem Jahr neben dem Prior der einzige Profess des Klosters gewesen ist. So berichtigt er die Ankunft der ersten „schottischen“ Mönche von dem nur vage angegebenen Jahr 1074 konkret zu 1064, wozu man ergänzen mußte, daß die Ankömmlinge keine Schotten sondern Iren waren, die in einer zweiten Welle den Kontinent missionarisch zu durchdringen versuchten. Aber diese diffizilen Unterscheidungen würden in einer breit angelegten Untersuchung in diesem Rahmen zu weit führen. Auch findet es der Korrektor nicht für zulässig, die Ankunft der „Schotten“ in Zusammenhang mit der Zeit König Macbeths (1040–1057) zu bringen, doch diese Fehler Rieds sind durch die jüngsten Forschungen über das Schottenkloster St. Jakob zu Regensburg längst beseitigt und auch die Verbesserungen überholt. Völlig neu ist jedoch die Mitteilung auf dem Deckblatt der kleinen Schrift, daß Thomas Ried ein Schulkamerad (schoolfellow) des gegenwärtigen Priors von St. Jakob war. Dabei kann es sich nur um P. Benedikt Deasson handeln, der dieses Amt seit dem Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts innehatte. Er war am 28. Januar 1774 in Huntli geboren und 1797 zum Priester geweiht worden. Die aus Schottland kommenden angehenden Kleriker hatten ihre Gymnasialzeit im klostereigenen Seminar zu absolvieren, erst in den abschließenden je zwei Jahren des philosophischen und theologischen Studiums sollten sie gemeinsam mit jungen deutschen Theologen das Regensburger Seminar besuchen. Der Behauptung, Ried und Deasson wären Studienkollegen gewesen, steht nichts im Wege, schon rein altersmäßig können sie an denselben Kursen teilgenommen haben, und auch das überraschende Interesse an der ehemaligen Schottenniederlassung Weih-St. Peter könnte durch Deasson geweckt worden sein, denn die Thematik steht in wenig Zusammenhang mit seinen sonstigen Forschungsvorhaben.

Wenn es auch Ried an brillanter Formulierungskunst mangelt, so zeichnet sich in seinen Erstlingswerken doch sein künftiger Weg ab, das Sammeln von Urkunden und deren Edition. Mit unendlichem Fleiß schrieb er alle ihm zugänglichen Urkunden und archivalischen Überlieferungen der Regensburger Klöster und Stifte ab, dazu Nekrologien und Epitaphien, sein großes Ziel aber war, ein Urkundenbuch des Bistums Regensburg herauszugeben. Darüber sollten jedoch noch einige Jahre vergehen. Dazwischen lag die Herausgabe „Geographische Matrikel des Bisthums Regensburg nach alphabetischer Ordnung der Pfarreyen“ im Jahre 1813. Im Jahre 1812 war von allerhöchster Regierungsstelle befohlen worden, für jedes Bistum ein Verzeichnis der darin gelegenen Ortschaften, Dörfer, Weiler und Einöden mit Bemerkung ihrer Distanz von der Pfarrkirche und ihrer Zugehörigkeit zu dem jeweiligen Kreis bzw. Landgericht anzufertigen. Mit dieser Aufgabe, einer wahren Sisyphusarbeit, war Ried betraut worden. Wie er im Schlußwort von sich selbst schreibt, „hat der Herausgeber hiebei die beruhigende Überzeugung, in der mühsamen Bearbeitung derselben (gemeint ist die geographische Matrikel) den möglichsten Fleiß angewendet zu haben, um im Ganzen Gleichförmigkeit und Vollständigkeit, so wie bei jeder einzelnen An-

gabe Genauigkeit zu erzwecken“. Doch bei seiner Gewissenhaftigkeit und seinem historischen Interesse ließ es Ried nicht nur bei einer statistischen Erfassung bleiben, sondern edierte im Anhang die Diözesanmatrikel von 1433, um eine Vergleichsbasis über die Veränderungen, die infolge der Reformation und der Verödung durch die Truppendurchzüge während des 30jährigen Krieges sich ergeben hatten, zu schaffen. Daß ihm hierbei in einer Fußnote wiederum ein historischer Fehler unterlief, sei nur um der Genauigkeit willen festgestellt. Der hl. Bonifatius griff bei seiner Bistumsorganisation 739 nicht auf eine von dem hl. Rupert getroffene Einteilung zurück, vielmehr hatte Herzog Theodo anlässlich seiner Romreise 715/16 sein Herzogtum gemäß germanischem Brauch unter seinen Söhnen in vier Teilherzogtümer aufgeteilt, die in etwa den späteren Bistumsgrenzen entsprachen. Das soll keine Kritik an Ried sein, muß man doch bedenken, daß er Autodidakt war und ohne jedwede Grundlagenforschung arbeiten mußte.

Nach einem Jahrzehnt der Vorbereitung war es ihm endlich gelungen, seinen „Codex chronologico-diplomaticus episcopatus Ratisbonensis“ fertigzustellen. Doch die Herausgabe wurde ihm nicht leicht gemacht. Die größten Schwierigkeiten wurden ihm von Seiten Erzbischof Dalbergs gemacht. Bei Rieds Bitte um erzbischöfliche Genehmigung zur Publikation und um eine Unterstützung von 100 Gulden antwortete Dalberg u. a.: „Durch Urkunden ist schon manches Unheil in die Welt gekommen, z. B. Senckenberg, und eine Censur finde ich nothwendig. Ich bin selbst Diplomatiker, ich kenne Baringii Clavem diplomaticum und Chronicon Gottvicense; ich bin ein alter, erfahrener Mann, was ich sage, bei dem muß es bleiben; das sage ich Ihnen geradewegs, daß ich mich durch Sie nicht hintergehen lasse; wir haben Urkunden genug im Drucke, und man kann die Ihrigen leicht entbehren“. Bei der weitverzweigten Familie der Senckenbergs kann nicht mit Sicherheit eingeeengt werden, welchen Sproß Dalberg hier konkret angesprochen hat, aber höchstwahrscheinlich dürfte es sich um Heinrich Christian Senckenberg (1704–1768) gehandelt haben, der zwischen 1734 und 1742 eine Quellensammlung „Selecta juris et historiam“ veröffentlichte, die zahlreiche Erstdrucke von Urkunden, Chroniken und sonstigen Quellen zur Geschichte des deutschen Mittelalters enthielt. Noch 1892 wurde von R. Jung in der Allgemeinen Deutschen Biographie diese Arbeit als „noch nicht völlig veraltet“ apostrophiert. Sicher denkt man heute anders darüber, aber es bleibt unerklärlich, wie Dalberg zu dieser abwertenden Beurteilung kam. Trotz des Mißtrauens von Dalberg konnten in den Jahren 1816/17 zwei Bände von Rieds „Codex chronologico-diplomaticus episcopatus Ratisbonensis“ erscheinen, die mit 1300 Nummern bis zum Jahre 1600 reichen. Allgemein wird anerkannt, daß die in lateinischer Sprache abgefaßten Urkunden zu meist zuverlässig ediert wurden, auch die Auflösung der Datierungen, die ohne entsprechende Hilfsmittel oft nicht einfach war, ist bei Überprüfung einwandfrei. Wenn einmal zu Ende des 19. Jahrhunderts bemängelt wurde, daß er sich „in Bezug auf die deutschen Urkunden vielfache Abweichungen in Bezug auf Schreibweise und dgl. gestattete“, so sei hier nur noch einmal bemerkt, daß Ried Autodidakt gewesen ist, und die Editionstechnik im Laufe von mehr als einem halben Jahrhundert fortgeschritten ist, und ein Wissenschaftler des späten 20. Jahrhunderts sich über Fehler des ausgehenden 19. Jahrhunderts ebenso mokieren kann, wie es vor hundert Jahren geschah. Doch mit seinem zweibändigen Urkundenbuch war Ried der große Wurf gelungen. Schon zu seinen Lebzeiten fand er hierfür Anerkennung. Auf Vorschlag von Lorenz Westenrieder (1748–1829), dem eigentlichen Leiter in der Herausgabe der „Monumenta Boica“, wurde er als korrespondierendes Mitglied in die Bairische Akademie der Wissenschaften gewählt. Das Publikationsorgan dieser Institution „Historische

Abhandlungen“ brachte in den Jahren 1818 und 1823 zwei Arbeiten von Ried über die Geschichte zweier auch in Regensburg ansässiger Patrizierfamilien heraus, unter den Titeln: Genealogisch-Diplomatische Geschichte des altadeligen Geschlechtes der Sintzenhofer und des erloschenen Rittergeschlechtes der Auer in Regensburg und Prennberg.

Trotz seiner unter Dalberg gemachten trüben Erfahrungen plante Ried einen dritten Band seines Codex chronologico-diplomaticus episcopatus Ratisbonensis. Dazu hatte er bereits eine umfangreiche Materialiensammlung angelegt, die sich – ob vollständig läßt sich nicht nachweisen – so doch zum größten Teil als Manuskripte in der Staatlichen Bibliothek in Regensburg befindet. Schon 1877 wurde von C. Will in den Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg bedauert, daß dieser Schatz schon seit dem Jahre 1827, dem Todesjahr Rieds, ungehoben und nur wenig benützt dort liegt, „so daß er in diesem Jahr das 50jährige Jubiläum seiner Ruhe feiert“, und der Autor fährt fort, „auch ich will ihm dieselbe nicht rauben, allein ganz ungestört kann ich ihn nicht lassen, und vielleicht wird durch die leise Berührung von meiner Seite der Bann gebrochen, welcher ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem wissenschaftlichen Nachlaß eines fleißigen Forschers ruht hat“. Doch Wills Ruf verhalte ungehört, auch heute noch liegt der als „Ried III“ apostrophierte Nachlaß in seinem Dornröschenschlaf. Wer aber sollte die Quelle zum Sprudeln bringen? Schon 1877 wurde festgestellt, daß „es heute freilich schwer, oder geradezu unmöglich ist, die Aufgabe, welche sich Ried gesetzt hatte, in ihrem ganzen Umfange zu lösen, denn ein widriges Geschick hat auf vielen der für die Geschichte von Regensburg so werthvollen Dokumenten gelastet, indem sie nach verschiedenen Richtungen zerstreut zum Theil zugrunde gegangen sein mögen“. Es ist hier nicht der Ort, dem möglichen Verbleib der von Ried exzerpierten Urkunden nachzuspüren, doch bleibt die Frage, weshalb hat er nicht selbst den von ihm geplanten Ergänzungsband herausgegeben? Die Schwierigkeiten, die ihm unter der Ära Dalberg erwachsen waren, kamen nach dessen Tod 1817 nicht mehr zum Tragen, und spätestens unter Johann Michael Sailer hätte er seit 1822 freie Hand gehabt.

Am 14. Januar 1827 starb Thomas Ried erst 54 Jahre alt völlig überraschend an einem Schlaganfall und fand seine letzte Ruhestätte auf dem unteren katholischen Friedhof. Allzu früh hatte ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen, und sicherlich wäre noch manches, die Profan- und Kirchengeschichte Regensburg aufhellendes Werk zu erwarten gewesen, wie sein umfangreicher Nachlaß ausweist. Aber auch mit ihm geschah etwas Merkwürdiges, er ging nicht, wie eigentlich anzunehmen gewesen wäre, an das Archiv des Domkapitels, sondern vielmehr an die damalige Kreisbibliothek, die heutige Staatliche Bibliothek in Regensburg. Da sich kein Testament von Ried erhalten hat, ist es müßig Überlegungen anzustellen, warum er mit seinem geistigen Erbe so und nicht anders verfuhr. Bei dem Umfang des Nachlasses ist allerdings die hin und wieder geäußerte Meinung, daß er in alle Winde zerstreut wurde, kaum zulässig. Doch was unmittelbar nach seinem Ableben zu Verlust ging, läßt sich nicht ausmachen. So berichtet J. R. Schuegraf in Teil II seiner „Geschichte des Domes von Regensburg und der dazugehörigen Gebäude“ von einem „Codex“ oder wohl richtiger „Catalogus“ aller Regensburger Bischöfe, den Ried angefertigt haben soll, dem er auch alle aufgefundenen Portraits der Bischöfe sowie die zu ihrer Zeit erschienenen Druckschriften beifügte. Allerdings muß Schuegraf bekennen, daß schon ihm dieses Opus, das von höchstem Interesse gewesen wäre, nicht mehr zugänglich war. Ebenso bedauert er, daß ein von Ried excerpiertes „Codex etc. Hospitalis sanctae Catharinae in pede pontis“ – also des Katharinenspitals in Regensburg – anfangs der vierziger

Jahre des 19. Jahrhunderts in das Reichsarchiv, heute Hauptstaatsarchiv, nach München abgegeben werden mußte. Ein reicher, noch ungehobener Schatz liegt in dem Nachlaß Rieds verborgen. Unermüdlich sammelte und transkripierte er Urkunden, zum Teil hat er sein Material schon als Manuskript verarbeitet, wie etwa eine „Historische Abhandlung über die Grafen von Leonsberg“, zum Teil existieren nur Notizen, so „Zu der älteren Geschichte der Pfarreien Regensburgs“ oder zur Alten Kapelle. Wenig beachtet blieb auch sein ausgedehnter Schriftwechsel mit Wissenschaftlern seiner Zeit. Mit der Herausgabe seines „Codex chronologico-diplomaticus episcopatus Ratisbonensis“ hat Thomas Ried Hervorragendes geleistet, aber er allein umfaßt nicht die ganze Spannbreite dieses stets regen Geistes. Um die reichen Facetten seiner geistigen Interessen so recht zum Glänzen zu bringen, wäre es notwendig Blatt für Blatt durchzusehen, vielleicht auch einmal die Spreu vom Weizen zu trennen, dann könnte manche Orts- und Pfarrgeschichte unter neuen Aspekten geschrieben werden.

QUELLEN:

Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg (BZAR), Protocolla Ordinationum 1783–1806. – BZAR Protocolle des bischöflichen Domkapitels Regensburg 19. November 1823 bis 4. Jänner 1834 Sign. BDK 9395.

LITERATUR:

J. R. Schuegraf, Geschichte des Domes von Regensburg und der dazugehörigen Gebäude II. Theil, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg (VO) 12 (1848) 103–104. – N. Erb, Die Reichsherrschaft Hohenburg auf dem Nordgau, in: VO 38 (1884) 122–227. – C. Will, Nachlese zu Th. Ried's Codex chronologico-diplomaticus Episcopatus Ratisbonensis, 1. Regensburger Urkunden im germanischen Museum zu Nürnberg, in: VO 32 (1877) 98–169. – H. Walderdorff Graf v., Nachlese zu Th. Ried's Codex chronologico-diplomaticus Episcopatus Ratisbonensis, 2. Regensburger Urkunden im Besitze des Grafen Hugo von Walderdorff zu Hauzenstein, in: VO 34 (1879) 1–73. – E. Oefele v., Ried Thomas, in: Allgemeine Deutsche Biographie 28 (1889, unver. Neudruck 1970) 513–514. – W. Kosch, Ried Thomas, in: Das Katholische Deutschland (1933) 3951.